

Ein Gespräch mit dem Gen-Künstler Karsten Knut Panzer

Die Forschung ist dabei, am Erfolg zu ersticken

Die Buchstaben des Genoms zu lesen wird immer leichter und billiger, zugleich tun sich die Genetiker immer schwerer, die Zusammenhänge des Bauplans zu durchschauen. Sie arbeiten schon lange als Künstler an einer Lösung, haben Sie einen Vorschlag?

Die Buchstaben eines Buches zu katalogisieren oder die Farben eines Bildes zu benennen lässt zunächst noch keine Sinnstiftung entstehen. Schon gar nicht wird das gesuchte, verknüpfende Regelwerk klarer durch ein Mehr von Gleichem. So wird sich die Genetik zunehmend einer synchronen, nichtlinearen und komplexen Deutungsmethodik nähern müssen, wie sie die Kunst in großer Tradition und Kompetenz bereitstellt. Diese ist auch nicht „unpräzise“ oder weniger „objektiv“ als Wissenschaft, sondern erkundet Kontexte in übergeordneten Zusammenhängen und versucht, Strukturen in einer höheren Auflösung zu deuten. Daher werden eigentlich alle kulturellen, sozialen und wissenschaftlichen Elementare benötigt, um das Genom in seiner fast grenzenlosen Komplexität zu erfahren.

Ist die Wissenschaft selbst zu wenig kreativ, um zu einer Lösung zu kommen?

Nein, Wissenschaftler sind höchst kreativ. Nur haben sie eine andere Methodensprache und eine andere Wahrnehmung. Man könnte es mit dem Unterschied zwischen westlichem und östlichem Weltverständnis vergleichen. Der Wissenschaftler ist der externe Beobachter, der auf das Objekt schaut, der Künstler aber schaut von innen nach außen. Er ist der Eingeschlossene und schafft sich von dieser Position aus ein Bild der Welt. Eine ähnliche Von-innen-nach-außen-Position haben auch die Asiaten.

Das heißt, Sie wünschen sich mehr Flexibilität von den Forschern?

In vielen Gesprächen mit Genetikern habe ich schon dieses gewaltige Unbehagen gespürt, dass die rein quantitativen Verfahren nicht ausreichen könnten, um so eine komplexe Version wie den Menschen nur annähernd zu definieren. Die Intuition sagt ihnen, es muss auch andere Betrachtungsweisen geben.

Die Genetik verabschiedet sich doch gerade vom Reduktionismus, und wir erleben einen Übergang in eine wieder mehr ganzheitliche Sicht, zur Systembiologie. Ist das nicht genug?

Ja, die Genetik versucht, systemisch auszuweichen. Sie geht von der Proteinchemie auf die Epigenetik, dann geht sie auf die chromosomalen Verbindungen. Sie geht zentrifugal in die Breite und weicht damit doch auch vor der eigenen Unfähigkeit zurück.

Gibt es eine einfachere Lösung?

Die Genrevolution stottert. Erst jüngst auf dem Weltgenetikgipfel hat sich gezeigt, dass die Entzifferung des Humangenoms nicht Ziel, sondern ein Anfang war. PerZan, der als Maler mit Forschern arbeitet, meint: Die Kunst kann es richten.

Sie fangen dort wieder an zu suchen, wo die Cricks und Watsons vor Jahren aufgehört haben, bei den Nukleinsäuren und der Proteinchemie?

Natürlich sind wir immer noch auf der Molekularebene. Was mir heute bei den Genetikern fehlt, ist eine vertikale Ebene. Was fehlt, ist eine vertikale Verknüpfung. Gibt es eine Struktur, die diese Verknüpfungen von der subatomaren Ebene bis zu den Molekülen ordnet? Ich liefere dieses Ordnungssystem, eine Metasprache. Durch die Komprimierung der Information ergibt sich eine neue, pyramidale Ordnung. Das sind meine Farbkreise. Es geht hier darum, DNA-Information durch einen Algorithmus zu verdichten, bis ein zentraler Nukleus herauskommt. Innerhalb dieses Nukleus und innerhalb der ersten und zweiten Radian sind jene Informa-

oder jenes ein Insulin-Gen oder ein Alzheimer-Gen ist. Ich kann Ihnen aber die Struktur so darstellen, dass der Hochdruckmediziner das sofort erkennen würde.

Sie entwickeln also eine Art Farbkode?

Ja, einen Algorithmus. Und daraus ergeben sich die Farbmischungen. Ich habe inzwischen fünftausend Gene so visualisiert. Farben können wir alle deuten, und zwar kulturunabhängig, der Mitteleuropäer wie der Chinese oder der Neuguineer.

Was sagen die Genetiker zu Ihren Ideen?

Die sind neugieriger als viele Künstler. Der Zugang ist inzwischen sehr ernsthaft. Ich habe auch schon wirklich gute Ergebnisse vorzuweisen. Wir haben viele Blindproben gemacht, in denen ich etwa

Klar höre ich manchmal, dass das nicht verwundern könne, was ich zeige, denn es sei genau das, was man vorher auch exakt gemessen habe. Wenn ich aber dasselbe Kaninchen aus einem anderen Zylinder ziehe, dann muss ich mich doch fragen, wo hast du denn dein Kaninchen her. Und das wollen die Wissenschaftler oft nicht hören. Die Malaise der Genetik ist, dass sie an ihren eigenen Erfolgen erstickt. Sie produziert quantitative Ergebnisse, die sich sehen lassen können, aber in den vielen Zuweisungen von Genen zu Krankheiten und Interaktionen fehlt mir bisher ein stringentes Ordnungssystem.

Braucht man solche Festlegungen überhaupt, wenn man sieht, dass das Leben die zeitlich und räumlich hochvariabel organisiert und geregelt ist?

Ich meine ja, und ich kann die erforderliche Schärfe liefern. Für mich sind die Gene wie ein gutes Gedicht. In höchstem Maße präzise auf der einen Seite, und auf der anderen Seite erzeugen sie eine ungemessene Breite an Assoziation.

Darüber hinaus hat die Genforschung bisher die systemischen Einflüsse von Synchronizität und Prozesshaftigkeit gerne ausgeklammert. Mein Metasystem dagegen bedeutet auch den Einzug einer quantenphysikalischen Betrachtung in die Genetik.

Wie sehen Sie sich selbst, als Erfinder?

Ich bin eher Entdecker, ich ziehe nur das Cover weg. Wenn das menschliche Genom eine Perlenkette ist, dann weiß die Genetik fast alles über jede Perle, aber kaum ein Mensch weiß etwas über die verknüpfende Schnur. Mir geht es besonders um diese Verbindung.

Das heißt, Sie wollen nicht nur interpretieren, sondern Wissen verknüpfen. Ist das noch Kunst?

Mir ist es schon wichtig, dass meine Bilder auch selbständige Kunstwerke sind. Denn ich möchte ja auch Blume sein und Bienen locken. Mir ist es wichtig, dass die Bilder in ihrer Ästhetik und in ihrer intuitiven Ansprache so komplexe Vorgänge wie Genetik sinnlich erfahrbar machen. Sinnlichkeit ist einer der wesentlichen Aspekte, sich mit Dingen zu beschäftigen. Und sie repräsentiert die „Gegenwart“ von Erfahrung und Deutung. Andererseits stelle ich mich gerne auch naturwissenschaftlichen Prüfverfahren. Wenn das nicht so wäre, käme ich nicht mit Forschern ins Gespräch.

Verfolgen Sie auch ein Ziel?

Ja natürlich, und ich bin jetzt ganz nah dran. Das Ziel ist, dass wir, die Wissenschaft und mein Metasystem, zu gemeinsamen Hypothesen über Strukturen kommen, die jeder auf jeweils seine Weise liest und Information liefert. Ich möchte Gene lesen können wie eine Reihe von Thesen oder Titeln.

Das Gespräch führte Joachim Müller-Jung.



Karsten K. Panzer, PerZan, in seinem Kölner Atelier. Der freischaffende Künstler hat bis zum Physikum Medizin studiert, anschließend sich mit Philosophie, Ökonomie und Wirtschaftspublizistik beschäftigt und war Berichterstatter in Südkorea. Foto Edgar Schoepal

Ja, ich bin überzeugt, dass ich zum Beispiel so etwas habe wie ein Lexikon der Aminosäuren. Ich kann durch das Korrespondenzsystem, dessen ich mich bediene, den Genen semantische, dynamische und interaktive Eigenschaften zuschreiben. Ich kann sagen, welches Gen mit wem besser oder schlechter korrespondiert, welches mit wem überhaupt nicht kann.

tionen enthalten, die ich als Farb- und Strukturforscher mit den Genetikern diskutieren kann. Für die Genetiker steckt hier Funktion, für mich ist es Semantik.

Was sagen Ihnen diese Farbmuster?

Das System weist einen Weg zu einer zentralen Information über das Protein, das aus der Geninformation abgeleitet wird. Ich könnte Ihnen zwar nicht sagen, dass das

die von unterschiedlichen humanen Papillomaviren-Typen ausgehende Krebsgefahr exakt prognostiziert habe. Ich finde in meinen Farben auch Krebsmarker.

Hören Sie nicht manchmal auch, dass das, was Sie darstellen, nur eine andere Darstellung dessen ist, was in der Sprache der Wissenschaften an Wissen angehäuft wird?